

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 7 (1931-1932)
Heft: 5

Artikel: Im afrikanischen Felsenthal : Erinnerungen aus der Fremdenlegion
Autor: Glauser, F.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065237>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Erinnerungen
aus der Fremdenlegion



IM AFRIKANISCHEN FELSENTHAL

Von F. Glauser - Illustriert von H. Barth

Übertriebener Hass hier und übertriebene Bewunderung da: diese beiden Gefühle gelten für die Fremdenlegion, wie sie für all jene Institutionen gelten, die sich vorgenommen haben, Schicksal zu spielen. Durch dieses Spielen mit dem Schicksal der einzelnen hat sie einige Berührungspunkte mit der Heilsarmee. Ja, ohne übertrieben paradox scheinen zu wollen: die Legion hat mit dieser Taylorisierung des Göttlichen mehr

als eine Ähnlichkeit. Wohl, ich weiss es, die Heilsarmee ist friedlich, wir sehen sie meist so, obwohl sie auf ihr Banner geschrieben hat: «Blut und Feuer.» Dies in übertragenem Sinne natürlich. Aber mit Blut und Feuer versucht sie das Land des Teufels zu erobern und dem Göttlichen dienstbar zu machen. Aber aus diesen eroberten geistigen Provinzen zieht sie das Geld zu neuen Feldzügen.

Und ihre Methode? Sie versucht die

Hoffnungslosen anzuwerben, die Verzweifelten, die zu Boden Geschlagenen wieder aufzurichten, sie dazu zu bringen, wieder Werte zu schaffen, rein materielle Werte, die der Armee des Heils wieder zugute kommen. Sie gibt dem Verzweifelten einen Gegenimpuls, der stark genug sein muss, um die tief eingewurzelte Hoffnungslosigkeit aufzuheben, sie in ihr Gegenteil zu verkehren, sie versucht ein Ziel zu schenken, ein neues Ziel, kraft dessen es dem Zerbrochenen wieder möglich wird, aufrecht zu gehen und das Leben zu ertragen. Schenkt die Heilsarmee die Sicherheit auf ein neues Leben, das nach dem Tod erst sich voll entfalten wird, von Ewigkeit zu Ewigkeit, so tut dies auch die Fremdenlegion: Sie verspricht ein neues Leben auf dieser Erde, sie schenkt, was so viele nutzlos erhofft haben, einen neuen Namen und dadurch eine neue Persönlichkeit. Das Land liegt fern von den Orten, wo der Verzweifelte, der Ungeduldige, der Unzufriedene die Hoffnungslosigkeit kennengelernt hat. Die Fremdenlegion nimmt ihm jegliche Verantwortung für sich und für seine Lebensführung ab. Sie gibt ihm Kleider, Essen, Sold. Nichts verlangt sie von ihm als das, was er nur zu gern gibt: die freie Bestimmung über sich selbst. Und dass die Fremdenlegion einem stets wachen Bedürfnis unserer Zeit entspricht, beweist am besten ihr stetes Anwachsen. Vor dem Kriege bestand sie aus einem Regiment. 1921 zählte sie schon vier Infanterieregimenter (in Algerien, Marokko und Syrien verteilt) und ein Kavallerieregiment in Tunis.

Ich möchte nicht in den Verdacht kommen, für diese Institution Propaganda zu machen. Mich haben nur die tenden-

ziösen Bücher geärgert, die in letzter Zeit über dieses Thema erschienen sind. Gerade weil Soldatenmisshandlungen dort eine Seltenheit geworden sind, ist die Wirklichkeit viel weniger romantisch, als manche Märchenerzähler es wahr haben wollen, die dorthin gezogen sind, um das Gruseln zu lernen und zur eigenen Beruhigung es auch glaubten gefunden zu haben. Viel weniger romantisch ist die Wirklichkeit, wahrhaftig, aber seelisch ungleich grauenhafter: gewiss, auch bei uns lernt man die Langeweile kennen; so grauenhaft wie dort unten ist sie wohl nirgends. Aber für das Vorhandensein dieses « Dämons » kann man wohl kaum ein ganzes Land verantwortlich machen

Zu Strassburg auf der Schanz

Ich hatte mich im Frühling 1921 in Strassburg anwerben lassen. Das Warum zu erörtern würde zu weit führen. Gewiss, sogenannte äussere Umstände hatten mich dazu getrieben, aber es war wohl mehr die allgemeine Atmosphäre, die einen Wechsel notwendig machte. In jener Nachkriegsperiode schien alles abgestorben zu sein, man hatte den Eindruck, jeden Tag gegen eine graue Mauer anzurennen; heute hat man sich an die-



Der Verfasser F. Glauser

sen Zustand gewöhnt, damals schien er noch ziemlich neu. Vielleicht spielte noch etwas anderes mit : ich schämte mich vor all den andern, die den Krieg erlebt hatten. Auch ich wollte den « Militarismus » am eigenen Leib erleben. Während des Krieges war man ja Pazifist gewesen, so gut und so schlecht man es damals konnte, man war noch zu unerfahren und betete gläubig die Phrasen nach, die von den Lippen der Ältern troffen.

In der Kaserne in Strassburg war es sehr gemütlich. Die französischen Soldaten, alles junge Kerle, die den Krieg nicht mitgemacht hatten, bewunderten uns ein wenig. Uns : das heisst vier deutsche Spartakisten, die mit Mühe über die Grenze geflohen waren, und Lerch, einen österreichischen Funker, der mit seinem letzten Gelde bis Kehl gefahren war und auf eine schnelle Karriere in der Legion hoffte. Sie ist ihm auch beschieden worden : nach einem Jahre war er schon Sergeant in Syrien.

Eine Woche blieben wir in dieser Kaserne. Wanzen gab es keine, dafür genügend Wein und wenig Arbeit. Dann wurden wir nach Metz geführt. Im April waren die Kasematten dort kalt und überfüllt, kein Bett mehr frei. Für uns wurden Matratzen auf den Steinboden gelegt. Ein Adjutant und zwei alte Korporäle der Legion bewachten uns. Sie waren von Bel-Abbès herübergeschickt worden, weil die französischen Truppen die neu Angeworbenen (fast alles Deutsche) misshandelt hatten. Wir wurden eingekleidet und mit sechs Mann Bedekung (diesmal französische Festungsartillerie mit geladenem Revolver) in dreitägiger Fahrt nach Marseille transportiert. Dort mussten wir Strassburger noch

acht Tage in einer Kaserne Decken klopfen; dann durften wir uns endlich auf dem « Sidi Brahim » einschiffen.

C h e r c h e z l a f e m m e

Auf diesem Schiffe habe ich meinen ersten Freund kennengelernt. Er nannte sich Cleman und erklärte mir, der Name sei bewusst so gewählt, dass er sowohl deutsch als auch französisch ausgesprochen werden könne. Mein Freund war mager und trug ein scharfes Gesicht auf einem langen sehnigen Hals. Wir waren um 5 Uhr von Marseille abgefahren, die Nacht war hell und sanft zuerst, später wurde sie leicht stürmisch. Ein unwahrscheinlich weisser Mond legte helle Lack-schichten auf das dunkle Wasser. Wir hatten zwei Liegestühle erobert, und Cleman erzählte : Offizier sei er gewesen vor dem Kriege, Schulden, ja, wie das so ginge : dann Abschied. Nachher habe er ein wenig spioniert, in Toulon Sabotage getrieben, sei nie gefasst worden. Er sprach übrigens tadellos Französisch. Während des Krieges war er wieder in die Armee eingetreten : Nachrichtenoffizier. Man habe ihn so notwendig gebraucht, dass er mit höchster Bewilligung seine Überanstrengung mit Morphinum bekämpft habe. Nach der Revolution habe er dann unter Lettow in einem Freikorps gedient, als Oberleutnant. Er zog eine Photo aus der Tasche, in der er in einer Phantasieuniform abkonterfeit war, mit einer weissen Braut im Myrtenkranz an der Seite. Ja, von der Frau habe er sich scheiden lassen, weil er sich in die Tochter eines jüdischen Kommerzienrates in Wiesbaden verliebt hätte. Darum habe er auch den Dienst quittieren müssen. Diese Jüdin habe ihn heiraten wollen :

«Ein dolles Weib», aber von dem Geld einer Frauleben, nee, das gab's nich. Sein letztes Geld habe er beim Bac in Wiesbaden verspielt. Aber das Frauenzimmer könne ihn nicht vergessen. «Da lies!» Er warf mir ein Paket rosafarbene Briefe hin. Im Lichte des Mondes waren die Buchstaben leicht zu entziffern. «Mein Geliebter!» stand dort. Die Schrift war reichlich affektiert, auch orthographische Fehler waren nicht selten. Ich zeigte sie ihm. Er zuckte mit den Achseln.

Am Morgen halfen wir dem Schiffskoch Pfannenputzen, dafür bekamen wir besseres Essen als die andern. In der zweiten Nacht schliefen wir beide auf unsern Stühlen. Einmal erwachte ich. Cleman lag neben mir mit offenem Munde. Manchmal flüsterte er scharfe Kommandos, aber die Sterne beachteten sie nicht. Ruhig zogen sie weiter ihren unbekannten Weg.

Der Funker Lerch war eifersüchtig, weil ich ihn Clemans wegen vernachlässigte. Ich konnte ihm nicht helfen. In Bel Abbès kam Lerch auch bald in eine an-



dere Kompanie und wurde für den Felddienst ausgebildet. Cleman und ich kamen in die Unteroffiziersschule der Maschinengewehrkompanie.

Der Dienst war lächerlich leicht. Von ½6 Uhr morgens bis 9 Uhr vor den Stadtmauern exerzieren, Theorie, Auseinandernehmen und Zusammensetzen der Mitrailleuse Hotchkiss. «La Mitrailleuse Hotchkiss est une arme automatique fonctionnant par l'échappement des gaz.» Dieser Satz wird mir sicher noch auf dem

Totenbett einfallen, wenn ich verzweifelt nach einem Gebet suchen werde. Unsere Kameraden waren zum Teil Russen aus der Wrangel- und Denikin-Armee, die, auf Konstantinopel zurückgedrängt, dort dem Hunger ein Engagement in der Fremdenlegion vorgezogen hatten. Ärzte, Rechtsanwälte, Literaten, auch Bauern. Die andern waren Deutsche, Spartakisten meist oder « Putschisten ».

Der Korporal, dem ich unterstellt war,

hiess Ackermann. Er war ein blondes neunzehnjähriges Bürschlein, mit blauen Augen, die sich Mühe gaben, streng zu blicken, mit einer hellen Kommandostimme, die weit trug. Der dicke Oberleutnant Castani, ein Korse mit falschen Augen, liebte ihn sehr. Ackermann war nicht im Felde gewesen, er hatte auch keinen einzigen Strassenkampf mitgemacht. Eines Abends, als der Staub rötlich in der ausgeglühten Luft des Kasernenhofes hing, erzählte er mir seine Geschichte. Er stammte aus Frankfurt und hatte sich in ein Mädchen verliebt, das in einem öffentlichen Hause lebte. Scheinbar hatte das Mädchen ihn « verhext », wie der beliebte Romanausdruck lautet. Papa Ackermann, ein Kaufherr, dem schon der schlechte Gang der Geschäfte den Magen verdorben hatte, zog alle Register väterlicher Überredungskunst. Aber der Sohn war nicht mehr zu retten. Er ging mit dem Mädchen in den belebtesten Strassen Frankfurts spazieren: trotz der Umwälzung des Deutschen Reiches hatten die Leute noch Zeit, sich mit Klatsch zu beschäftigen. Ackermann jun. wurde von seinem Vater verflucht und ging in die Fremdenlegion. Er hielt auch dort auf Sauberkeit und gute Erziehung, ging morgens um vier Uhr schon waschen, trank mässig und besuchte nie das « Village nègre », das Dorf der billigen Lust.



Das Leben in der Legion ist in Wirklichkeit bedeutend weniger romantisch, als es in der billigen Sensationsliteratur dargestellt ist, aber seelisch ungleich grauenhafter

Nachtgespenster

Alle Wochen einmal musste unsere Kompanie auf Wache ziehen. Das erste mal musste ich beim Militärgefängnis Wache stehen. Es war dies ein rechtwinkliger, niederer Bau, inmitten der Mauern der Kaserne; die Zellenfenster gingen auf einen Hof, in dem die Bestraften tagsüber mit 20 kg schweren Sandsäcken Freiübungen und Marschieren unter der Aufsicht eines korsischen Sergeanten absolvieren mussten. Die Prozedur war sehr grausam, sie sah grausamer aus, als sie in Wirklichkeit war, denn, wie viele erzählten, nach kurzer Zeit fühlte man nichts mehr, man war halb im Schlaf. Diese Übungen sind ein paar Monate später von einem neuen Obersten abgeschafft worden.

Die « Prison » in Bel-Abbès ist der einzige Ort in der Fremdenlegion, an dem ich sogenannte Menschenquälerei gesehen habe. Im schmalen Gange, der vor den Zellentüren lag, musste ich auf- und abpatrouillieren. Die Flanellbinde, die über der Kapotte getragen werden musste, schnürte den Magen zusammen. Die Hitze war selbst in der Nacht schwer und drückend. Kein Wind wollte sie aus dem schmalen Stollen treiben. Der korsische Sergeant hatte der Wache mit Kriegsgericht gedroht, falls sie den Gefangenen irgend etwas zukommen liesse. Das war uns äusserst gleichgültig. In der ersten Zelle des Ganges war ein Mörder eingeschlossen. Er hatte einen Kameraden unten im Village Nègre erschlagen, um ihm die Prime von Fr. 250 zu nehmen. Der Mörder wurde misshandelt, er sollte in der nächsten Zeit vor das Kriegsgericht in Oran kommen. Um zehn Uhr, gerade nach dem Lichterlöschen, rief er

mich an. Ich solle ihm eine Zigarette geben. Ich gab sie ihm angezündet durch das kleine Guckloch in der Tür. Er redete viel verworrenes Zeug, von einem breiten Flusse, der durch seine Zelle fliesse, aber aus dem er nicht trinken könne. Immer habe es da Wächter, die ihn mit ihren Bajonetten zurückstiessen. Er war Bulgare, das erzählte er mitten in seinen stolpernden Reden. « Und ich schwöre dir, Kamerad », sagte er, « ich bin besoffen gewesen, wie ich den Kleinen niedergeschlagen habe. » Dann erzählte er etwas von seiner Mutter, sie habe immer ein Kopftuch getragen mit roten Tupfen drin, und die beste saure Milch habe sie machen können. Mit Zucker, oh ! Ich schritt den Gang auf und ab; nicht alle Zellen waren besetzt. Überall verlangten eifrige Flüsterworte Zigaretten. Ein Himmel, grün wie Flaschenglas, lag über der Kaserne. Dann wurde ich abgelöst.

Gespräche in der Legion

Als ich in den Posten zurückkam, stand am Tor eine unwahrscheinlich hässliche Gestalt. Eine rote Knollennase ragte über fleischige Lippen, und O-Beine trugen einen schmalen, ein wenig buckligen Oberkörper. Der Sergeant Vanagass suchte einen Mann, um eine Ronde in der Stadt zu machen. Da ich nicht schläfrig war, bot ich mich an. Wir waren noch nicht fünfzig Meter von der Kaserne entfernt, diskutierten wir schon über den Schluss von Dostojewskys Raskolnikoff. Ob die Bekehrung des Mörders nicht ein Zugeständnis des Dichters an das Publikum gewesen sei, ob sie sich überhaupt verteidigen lasse. Diese Nacht war eine meiner schönsten in der Fremdenlegion.

Wir machten einen vierstündigen Spaziergang rund um die Stadt (eine ausge dehnte Ronde) und sprachen von allem möglichen. Vanagass (seinen richtigen Namen hab ich nie erfahren) war Rechtsanwalt in Odessa gewesen; an einem Morgen war er ahnungslos, nur mit einem Mantel über seinem Pyjama, zu dem Barbier an der nächsten Strassenecke gegangen, um sich rasieren zu lassen. Als er zurück wollte, war sein Haus von den Bolschewisten besetzt. Fast ohne Geld, in seinem lächerlichen Aufzug, wusste er nicht was tun. Irgend jemand erzählte ihm, ein französisches Détachement warte noch am Hafen, um sich mit Freiwilligen für die Legion einzuschiffen. Er ging hin. Das Détachement war gerade am Aufbrechen. Es fehlte ein Mann, namens Vanagass, der als Tischler eingetragen war. Der Rechtsanwalt nahm die Stelle des Tischlers ein. In Bel-Abbès ging es Vanagass zuerst sehr schlecht. Er wurde in die Unteroffiziersschule gesteckt und versagte vollkommen. Dann wurde ein Schreiber für das Bureau des Obersten gesucht. Vanagass bekam die Stelle. Nach und nach erfuhr man, er sei Rechtsanwalt gewesen. So musste er die Anklageschriften für das Kriegsgericht in Oran entwerfen, manchmal dort als Dolmetscher funktionieren. Er fühlte sich nicht unglücklich. Später lasen wir viel zusammen. Ich erklärte ihm Malarmé und übersetzte ihm Rilke oder Trakl, er machte mich mit Belmont und Leonid Andrejew bekannt. Wir trafen uns vor der Stadt oder in seinem Zimmer, denn der Verkehr eines einfachen Soldaten mit einem Gradierten wurde nicht gern gesehen. Es wurde viel über uns geklatscht, das war uns so gleichgültig.

Als ich um vier Uhr wieder die Wache vor den Zellentüren übernahm, war ich sehr froh. Ich spazierte im Gang auf und ab, das Atmen hinter den Türen gab einen sonderbaren Rhythmus. Ich klopfte leise an die Zelle des Mörders. Ich hatte mit Vanagass über ihn gesprochen, und er meinte, sein Fall stünde gar nicht so schlecht. Er werde sicher erschossen werden, was immer den « Travaux forcés » vorzuziehen sei. Die Verhandlung werde in etwa einer Woche sein. Diese letzte Neuigkeit wollte ich dem Gefangenen mitteilen und ihn trösten. Es war sehr still in der Zelle. Auch bei genauem Hinhören war kein Atemzug zu vernehmen. Ich klopfte noch einmal.

Als ich abgelöst wurde, meldete ich dem Korporal der Wache die ungewohnte Stille. Um sechs Uhr wurde die Zelle geöffnet. Der Mann hatte sein Hemd in Streifen zerrissen, es zusammengeflochten und sich an den Gitterstäben erhängt. Die Oberschicht war sehr erbost. Aber da niemand verantwortlich war, begnügte man sich mit einigen Verweisen.

Gegen Ende des Sommers kam ich mit Cleman (beide als Korporäle) nach einem kleinen Nest im mittlern Algerien. Seb-dou hiess es. Ein ganzes Bataillon war in diesem kleinen Dorf einquartiert. Durch die Ordonnanz des Capitaines erfuhr ich eines Tages, dass Cleman und ich auf der « schwarzen Liste » stünden. Wir waren verdächtig, von den Deutschen ausgesandt worden zu sein, um unter den deutschen Legionären Revolten anzuzetteln. Daraufhin gingen wir uns beklagen. Wir wandten uns an den Leutnant Pécould, einen sogenannten « schönen Mann » mit schwarzem Schnurrbart und brauner Haut. Ich konnte Referenzen geben, mein Vater

kannte einige Offiziere der französischen Besatzungsarmee in der Pfalz, und ich verbürgte mich für Cleman. Darauf wurden wir zum Capitaine gerufen, der uns vorschlug, in das sogenannte « Service secret » einzutreten. Höherer Sold wurde uns versprochen, Extrabelohnung bei wichtigen Nachrichten. Wir sollten unsere Kameraden beobachten und etwaige Desertionen oder Komplotte sogleich melden. Wir weigerten uns beide. Diese Weigerung wurde mit grösstem Bedauern zur Kenntnis genommen. Geschadet hat sie uns weiter nichts.

Die Flucht vor der Langeweile

Zu dieser Zeit begann eine Desertions-epidemie im Bataillon. Der Dienst war sehr langweilig, in der freien Zeit wussten wir nicht was tun, betrinken konnte man sich nur einmal alle 14 Tage, wenn der Sold ausbezahlt wurde, unsere « prime » war schon lang verzehrt. An den Abenden zogen sie dann los, die armen Deserteure. Manchmal zwei zusammen, manchmal zu fünft, einmal zogen sieben Russen mit einer Handharmonika zum Tore hinaus, in der Hoffnung nicht wieder zu kommen. Alle wurden sie von den algerischen Gendarmen zurückgebracht, an lange Ketten gefesselt, zwischen zwei Pferden. Dann kam es darauf an, wo sie aufgegriffen worden waren: war es in Algerien, so kamen sie mit 30 Tagen Prison davon, besonders, wenn sie noch nicht vier Monate gedient hatten. Wurden sie in Marokko aufgegriffen, so galt das juristisch als Ausland, und sie kamen vors Kriegsgericht.

Unser Capitaine war kein schlechter Mensch. Man erzählte sich, dass er vor dem Kriege Kammerdiener gewesen sei,

und sich seinen Grad im Kriege geholt habe; er trug auch die « Médaille militaire », eine Seltenheit für einen Offizier. Die Deserteure kamen gewöhnlich halb verhungert an; dann hielt er ihnen kleine väterliche Ansprachen, sie bekamen mehr Essen als die Truppe, er versuchte sie frei zu bekommen. Sandsackschleppen, wie in Bel-Abbès, gab es nicht.

Da die Desertionen sich mehrten, wurde das Bataillon strafversetzt: nach Géryville, einer Garnison mitten auf einem Hochplateau, in 1500 Meter Höhe, wo inmitten des Kasernenhofes jeder einzelne deutlich vor Augen war. Ich war inzwischen ins Bureau versetzt worden. Der Korporalfourrier Collani, ein kleines verhutztes Männchen mit einer wunderbaren Bureaukatenschrift, war mein direkter Vorgesetzter. Er hatte ein Priesterseminar durchgemacht, die Weihen eines Subdiakons empfangen, dann war er als Aufseher in einem Knabeninternat wegen Verfehlungen exkommuniziert worden, oder einfach entlassen.

Unsere Maschinengewehrkompanie war am zweiten Weihnachtstag in Géryville eingerückt. Die 130 km, die das Dorf von Bouktoub trennten, der nächsten Bahnstation, die an der Linie Oran-Colombéchar lag, hatten wir in drei Etappen hinter uns gebracht. Am Weihnachtsabend mussten wir im Schneesturm die Zelte aufschlagen, neben einer einsamen Farm, in der die Offiziere zu dem Krächzen eines alten Grammophons Glühwein tranken. Bei uns draussen, in den durchweichenden Zelten, sangen die Russen ein trauriges Lied. Dann versuchten ein paar Deutsche « Stille Nacht, heilige Nacht » anzustimmen, aber sie wurden niedergesizt und niedergepiffen. Eine gewisse

Sentimentalität konnten die meisten von uns nicht vertragen. Auch waren wir gereizt. Unsern Sold hatten wir auf der Durchreise in Bel-Abbès empfangen und dort ausgegeben, so dass der Tabak rar geworden war. Wir mussten oft zu fünft an einer Zigarette rauchen. Streng wurde die Tiefe der Züge kontrolliert.

In Géryville begann wieder die Langweiligkeit des Garnisonlebens. Mein Freund Cleman hatte das Kommando der Unteroffiziersschule erhalten und hoffte bald Sergeant zu werden. Endlich, im März, wurden Freiwillige nach Marokko verlangt. Ich meldete mich. Der Capitaine war froh, mich los zu werden. Ich hatte in letzter Zeit allzuviel passive Resistenz getrieben: der Arzt mochte mich gern und verschrieb mir jedesmal, wenn ich zu faul war, den Bureaudienst zu tun, zwei oder drei Tage vollkommene Ruhe. Mein Herz funktionierte ein wenig unregelmässig. Dann lag ich im Bette, Colani brachte mir von den weissen Vätern Bücher mit. Aber auch die Faulheit langweilt auf die Dauer. Trotz meiner Ruhebedürftigkeit schrieb mich der Arzt tauglich für Marokko.

Drei Sergeanten, vier Korporäle und fünf Mann stark rückten wir an einem schönen Morgen aus. Zuerst mussten wir den Weg durch das Hochplateau zurückmachen, bis an die Bahnlinie. Der Führer des Détachements, ein Tschechoslowak (früher nannte man sie Böhmen) namens Hassa, wollte zwar Marschdisziplin aufrechterhalten. Er wurde aber ausgepiffen, die beiden andern Sergeanten, die zusammen wie Don Quichotte und Sancho Pansa aussahen, der lange Veyre und der dicke Schützendorf, schlugen sich zu uns. So sah unser Trupp mehr einer

primitiven Horde als einer disziplinierten Armee ähnlich. Wir hatten weder Sack noch Gewehr zu tragen, einzig die sogenannte Barda, die Kapott wurde in das Zelttuch gerollt und als langer Schlauch über Achsel und Brust getragen. Die Barda enthielt noch unsere Leibwäsche. Man versprach uns das übrige in unserer neuen Kompagnie.

Die gute alte Zeit

Der Zug rollt durch öde Gebirgszüge. Irgendwo, in einer kleinen Station, die wie ein grosser grüner Garten ist in der umgebenden Öde, stösst ein neues Détachement zu uns. Man trifft alte Bekannte, Neuigkeiten werden ausgetauscht: «... und weisst du, dass der Sergeant Caproni, der die Prison in Bel-Abbès kommandiert hat, im roten Meer versoffen ist? Ein paar Alte haben ihn über Bord geschmissen.»

Ein alter Legionär gibt Weisheiten von sich. Er hat ein rotes Gesicht und seine Handrücken sind mit schönen Zeichnungen bedeckt. «Und ich sag Euch, die Legion ist nicht mehr das, was sie früher war. All die jungen Kerle», er spuckt aus, «keine Courage mehr, marschieren können sie nicht, und wenn ein Gradierter sie anbläst, machen sie in die Hosen. Ich», dabei zeigt er auf seine Brust, «habe alle grossen Kolonnen mitgemacht. Ich war bei der Eroberung von Boudenib, bei Taza hab' ich mich geschlagen. Schon längst hätt' ich pensioniert sein können. Aber nein, immer ist etwas dazwischen gekommen. Entweder hab' ich einen Sergeanten verprügelt, oder ich bin auf «Pump» gegangen und drei Tage nicht heimgekommen. Zweimal war ich schon Korporal, aber immer wieder bin

ich kassiert worden. Und drei Jahre hab' ich « Rabiote » auf « Travaux Publics » machen müssen. Eine böse Geschichte, wisst Ihr. Aber wir hatten einen, der konnte tätowieren, sag' ich Euch! Seht einmal her!» Seine Oberschenkel waren mit Frauenbildnissen bedeckt, sein Rücken trug eine bewegte Kampfszene, zweifarbig, blau und rot. Er war sichtlich stolz auf die künstlerische Dekoration seines Körpers. Ein paar Junge hörten ihm mit offenem Munde zu. Aber nur wenige konnten Tätowierungen zeigen, und dann waren es nur ungeschickt gestichelte Herzen mit Frauennamen darüber oder « Dein auf ewig ». Der alte Legionär spöttelte nur verächtlich mit zahnlosem Mund.

Wie jede starr in sich abgeschlossene Kaste muss auch die Legion früher ihren « Dandysmus » gehabt haben, das heisst, dass in ihr gewisse Gebräuche als elegant galten. Besonders vor dem Anwachsen dieser Truppe in den letzten Jahren gab der Legionär viel auf sein Äusseres. Er musste elegant aussehen. Durch das Ändern der Uniform in den letzten Jahren (zur Bekleidung der Mannschaft wurden die in Frankreich zurückgelassenen amerikanischen Stocks gebraucht), ist von dieser Eleganz viel verloren gegangen, durch die Überschwemmung dieser Truppe mit soviel neuen Elementen ist die Tradition verloren gegangen. Die jungen Offiziere aus Frankreich geben sich alle Mühe, die letzten Reste dieser Tradition zu zerstören und aus der Legion eine gewöhnliche Truppe zu machen. Nur an hohen Feiertagen, am Festtag der Legion, oder am 14. Juli, wird ein wenig von dieser verstaubten Romantik aus den Rumpelkammern der Phrasen hervorge-

zogen. Aber sie wirkt nicht mehr. Die Legion wird nach und nach « versachlicht ». Ein Zeichen der Zeit.

Unser ganzes Détachement war für die Compagnie Montée des 3. Fremdenregimentes bestimmt. Von Colombéchar aus wurden wir auf grossen Saurercamions (die Chauffeure waren fast alle Schweizer) nach Bou-Denib transportiert. All diese Orte gehören zur sogenannten « Sahara-Region » (Région saharienne). Der Wind ist trocken und heiss, Durst und Müdigkeit wird gross. Wir aber waren froh, unterwegs zu sein.

Der alte Kainz

Von Bou-Denib aus mussten wir zu Fuss weiter. Als wir am Abend in Atchana, einem verlassenen Posten, ankamen, wartete eine Sektion unserer neuen Compagnie schon auf uns. Wir wurden einander gegenübergestellt, so dass jeder von uns gleich seinen « Titulaire » finden konnte. Auf zwei Mann kommt nämlich ein Reitmaultier, das die ganze Bagage der zwei Mann zu tragen hat. Der « Titulaire » hat für das Tier zu sorgen, während der « Doubleur » bei den Arbeiten des Lageraufschlagens beschäftigt wird. Jeder Mann reitet eine Stunde, marschirt eine Stunde. Vor jeder Sektion marschieren im Gänsemarsch die Fusstruppen, ein Sergeant gibt das Tempo an, das ziemlich rasch ist, 6—7 km in der Stunde. Jeder Mann trägt nur sein Gewehr und 120 Patronen.

Ich schüttelte einem grauhaarigen Wiener die Hand. Der alte Kainz war schon zwei Jahre in Marokko; aber statt von dem neuen Land, erzählte er mir von Wien. Er hatte den Krieg mitgemacht als Bäcker, und als er heimgekommen

war, hatte sich seine Frau mit einem andern aus dem Staube gemacht. Und dann der Hunger in Wien. Als er hörte, dass die Franzosen in Wien für die Fremdenlegion anwarben, meldete auch er sich. Er hatte Angst, nicht genommen zu werden, denn er war nicht mehr jung, und Zähne fehlten ihm auch. Aber damals nahmen es die Franzosen noch nicht so genau. Er war von Anfang an begeistert: das Essen war soviel besser als im « k. und k. Infanterieregiment », erzählte er, und die Behandlung war « also hochanständig ». Kein Mensch hatte ihm je ein böses Wort gegeben, er hatte es immer verstanden, Druckposten zu finden: in der Küche, in der Bäckerei, eine Zeitlang war er Metzger gewesen und sollte es jetzt wieder werden. Dann erzählte er von der neuen Kompagnie: der Capitaine sei ein guter Kerl, einen bessern könnte man gar nicht finden, auch sonst waren die Offiziere sehr anständig. Nur der Adjutant sei ein Schweinehund. Den Adjutanten Cattaneo bekam ich gleich zu sehen. Er kommandierte die Sektion, die uns abgeholt hatte. Ein breitschultriger, dicker Mann, ohne Hals, mit einem Pfeffer- und Salzschnurrbart unter einer blühenden Nase. Er war Italiener, früher Fuhrknecht gewesen und konnte weder lesen noch schreiben. Sein Aufstieg war ihm durch grosse Tapferkeit gelungen. 1918, bei der grossen Kolonne ins Tafilalet, hatte er sich mit einem Sergeanten und sechs Mann allein durchgeschlagen. Sie waren die einzigen Überlebenden der ganzen Kompagnie.

Der Adjutant schrie viel, war aber sonst harmlos. Wenn er genug getrunken hatte, konnte er ganz menschlich werden. Unerträglich war er nur, wenn

es ihm nicht gelungen war, die notwendige Tagesration Alkohol aufzutreiben.

Sehr abwechslungsreich war das Land, das wir am nächsten Tage durchzogen. Grosse Alfasteppen, die von rötlichen Bergen eingefasst wurden, wechselten ab mit Dörfern, die an kleinen Flussläufen lagen. Hohe, kompakte Massen waren diese Dörfer, übereinandergestapelt die Häuser, ineinanderverschachtelt. Durch kleine Kanäle (Seguias) wurden die Gärten bewässert, die rund um die Dörfer lagen: Kartoffeln blühten schon, der Mais war unwahrscheinlich grün, dazwischen das silbrige Grau der Olivenbäume und das harte Grün der Feigenbäume.

Vor dem Posten Gourrama lag eine weite Ebene, die von weissen Häusern abgeschlossen wurde. Das Dorf selbst bestand aus einigen wenigen neuerbauten Häusern, während das ursprüngliche Dorf weiter hinten, am Bergeshang genau so verschachtelt in die Höhe wuchs, wie die andern Dörfer, die wir schon gesehen hatten. Neben dem Posten selbst stand das « Bureau arabe », das von einem Capitaine der Spahis geleitet wurde. Wir sahen ihn, diesen Capitaine Materne, als wir in den Posten einrückten. Ein hoher schlanker Mann mit scharfem, braunem Gesicht, ein Marokkaner, Sohn eines Scheichs, der St. Cyr besucht hatte. Er spielte zerstreut mit den Hörnern einer zahmen Gazelle, die sich zitternd an seine Beine schmiegte. « Der ist Platzkommandant », sagte der alte Kainz, der neben mir ging, « unser Alter muss ihm folgen ». Capitaine Materne antwortete kaum auf den Gruss des Adjutanten.

Während wir Neuen mitten im Hofe stehen blieben, der von zwei niedrigen Baracken gebildet wurde, spazierte der

Adjutant teilnahmslos vor uns auf und ab. Da rollte um die Ecke der einen Baracke eine kleine dicke Gestalt, die in einem zerknitterten Khakianzug steckte. Die Mütze aus demselben Stoffe trug keine goldenen Schnüre. Der kleine Dicke pflanzte sich vor uns auf, liess uns einen Kreis bilden und teilte uns dann mit, dass er der Capitaine der Kompagnie sei. Er hoffe, er werde mit uns gut auskommen, er wolle sich alle Mühe geben, um uns väterlich zu führen, denn er fühle sich für uns verantwortlich. Dann fragte er jeden nach seinem Namen, während der Sergeant-Major, der Feldwebel, unsere Ausrüstung musterte.

Der alte Kainz hatte nicht gelogen. Der Capitaine Chabert war ein grundgütiger Mann. Auf Disziplin gab er nicht viel, auch unsere Ausrüstung machte ihm nicht viel Sorge. Wenn die Kompagnie auszog, um einen Zug Lebensmittel zu beschützen (manchmal machten Räuberbanden, Dschischs, die Gegend unsicher), so sahen wir selbst nicht besser als eine Bande aus. In alten blauen Exerzieruniformen, den schmierigen Korkhelm auf dem Kopfe, zogen wir ziemlich unordentlich daher. Die Fussgänger hielten sich am Sattel der Reittiere fest, da das Gehen so leichter war. Nur auf die Verpflegung sah der Capitaine scharf. Die Köche mussten gut und reichlich kochen, auf den Märschen gab es immer Zwischenverpflegung, sogar Dessert in Form von Konfitüre. Strafen kannte der Capitaine nicht. Wenn einmal ein Besoffener zuviel Radau machte, wurde er auf eine Nacht in das Wachtlokal eingesperrt. Am nächsten Morgen wurde er mit einer väterlichen Ermahnung in die Sektion zurückgeschickt. Exerziert wurde nicht

viel, dafür sehr häufig geschossen. Der Capitaine wollte gute Schützen.

Ein beneideter Posten

Bei der ersten Untersuchung durch den Arzt wurde ich als für Märsche untauglich erklärt. So kam ich in die Administration. Es war dies mitten im Posten eine Anzahl Schuppen, die Lebensmittel enthielten. Doch gemäss der komplizierten administrativen Einrichtung der Franzosen, unterstand dieses Lager nicht dem Capitaine, sondern irgendeinem höhern Administrationsoffizier in Bou-Denib, den man nie zu Gesicht bekam. Ausser für Wein, den Kaffee und die andern Lebensmittel hatte ich noch die Verantwortung für die Herde: sie bestand aus etwa 200 Schafen und 10 Rindern, arme magere Tiere, die jeden Morgen von einem alten Hirten in die Alfasteppen getrieben wurden und von fünf Mann des Postens bewacht wurden. Am Morgen wurden sie gezählt und am Abend auch. Die Lämmer gehörten mir. Die Kasse führte ein Leutnant der Kompagnie.

Es wurde viel gestohlen in dieser Administration. Der Leutnant ging darin mit gutem Beispiel voran. Wurden von den Eingebornen Kartoffeln angekauft, die dann nach Bou-Denib geschickt wurden, so wog ich ab und rief das richtige Gewicht dem Leutnant auf Deutsch zu. Dem Araber wurden stets wenigstens fünf Kilo abgezogen. Das Holz, das zum Brotbacken gebraucht wurde, lieferte die Kompagnie, indem ein Détachement zum Einholen ausgeschiedt wurde. Für Bou-Denib wurde dann eine Rechnung aufgestellt, als sei das Holz von einem Marokkaner geliefert worden. Der Sergeant-Major

steckte das Geld ein oder brauchte es für die Kompagnie, das ging mich nichts an.

Dann verdiente ich auch bei der Erneuerung der Herde. Ein Jude kaufte sie zusammen und lieferte sie dann in den Posten. Mit ihm zusammen wurden die Tiere gewogen. Der alte Kainz, der bei mir Metzger geworden war, half mir bei dieser Prozedur. Er verstand es ausgezeichnet, mit der Fußspitze die Waage zu « erleichtern ». Mit dem Juden hatte ich verabredet, ihm auf dem Zettel, den er für Bou-Denib mitbekam, wo er sich auszahlen lassen musste, für jedes Schaf zwei oder drei Kilo Lebendgewicht mehr aufzuschreiben, die Differenz sollten wir dann teilen. So geschah es auch.

All diese Tatsachen waren im Posten offen bekannt. Kein Mensch sah etwas Böses dabei. Höchstens, dass man mich beneidete und versuchte, mir ein Bein zu stellen. Als ich die Administration vom Sergeanten Sitnikoff übernahm, einem Russen, der die Spannung nicht mehr aushielt (denn das Kriegsgericht drohte für den kleinsten Fehler), musste dieser gerade ausrücken. So konnte die Übernahme nicht nach allen Regeln geschehen. Ich brauchte vorläufig nichts zu unterschreiben und wirtschaftete im gleichen Schlendrian weiter. Es war allbekannt, dass seit langer Zeit schon einige hundert Liter Wein fehlten, auch Mehl, und jeder, der die Administration übernahm, sollte versuchen, die fehlenden Quanten einzuholen. Doch dies geschah nicht. Freunde mussten mit Wein versorgt werden, Kameraden brauchten ein Stück Seife, dem Feldwebel fehlten Bohnen oder Kaffee,

und man konnte den mächtigen Mann nicht in der Klemme lassen.

Trotzdem ich immer genug Geld hatte, war diese Zeit in der Administration meine schwerste Zeit. Die ewige Angst vor einer Revision, die einmal kommen musste, konnte nur betäubt werden. Ich fing an zu trinken und war eigentlich nie nüchtern. Langsam begann ich, dem Adjutanten Cattaneo zu ähneln, meine Nase wurde rot und meine Augen blutunterlaufen. Ich hatte ein paar gute Freunde, aber wie oft waren die fort, auf Marsch. Und dann sass ich allein im Posten mit einigen Maroden, dem Sergeant-Major und dem alten Kainz und sah im Geiste schon die vielen Jahre Travaux forcés, die mir bevorstanden.

Die Katastrophe kam ganz plötzlich. Die Kompagnie war fort, nur eine Sektion war im Posten geblieben, mit dem kleinen Leutnant, der mein Vorgesetzter war. Eines Tages war er schlechter Laune und bestrafte mich mit leichtem Arrest. Ich durfte die Administration nicht verlassen. Als ich es trotzdem versuchte und der Wache am Tor einen Bidon Wein versprach, wenn sie mich hinausliesse, alarmierte dieser Mann den Posten mit seinem Geschrei. Ich wurde zurückgebracht und bis zur Ankunft des Leutnants, der ausgegangen war, in mein Zimmer gesperrt. Um zehn Uhr abends wurde ich dann von zwei Korporälen feierlich in die Zelle geführt. Der alte Kainz brachte mir noch Zigaretten. Am nächsten Tage rückte die Kompagnie ein. Der Capitaine war wütend, beschimpfte mich, warf mir Decken und Kissen aus der Zelle. Dann kam der Adjutant Cattaneo,

um die gleiche Prozedur zu wiederholen. Es schwirrte nur so von Kriegsgericht und Cayenne. Ich muss wohl auch Fieber gehabt haben. In der Zelle fand ich den Blechdeckel einer alten Zigarettenschachtel. Ich hatte Zeit. Den ganzen Nachmittag schärfte ich ihn an dem Zementblock, der mir als Pritsche diente. Und in der Nacht versuchte ich mir die Adern im Ellbogengelenk aufzuschneiden. Viele werden dies als Feigheit ansehen. Natürlich war es feig. Aber der Tod schien mir immer noch besser als ein Leben in Gefangenschaft. Am Morgen trugen sie mich aus meiner Zelle. Ich hatte viel Blut verloren, den grössten Teil hatte mein Hund aufgeschleckt, Türk hiess er und war ein altes Tier. Er hatte sich hinter dem Adjutanten in die Zelle gestohlen und sich dort versteckt gehalten.

Später wurde ich dann ins Lazarett nach Rich transportiert. Noch einmal musste ich, als mein Arm geheilt war, in die Kompagnie zurück. Wieder wurde ich in die Zelle gesperrt, aber ich durfte jeden Tag eine Stunde an der Sonne sitzen. Dann liess mich der Capitaine eines Tages aufs Bureau rufen. Der Feldwebel übernahm meine Verteidigung. Ich bemerkte, dass ich bei der Verhandlung des Kriegsgerichtes, falls es zu einer solchen käme, auch über die Fälschungen sprechen würde, die ich auf höhern Befehl hätte ausführen müssen. Der Capitaine hatte sich beruhigt. Ich durfte in meine Sektion zurückkehren.

Unromantisches Ende

Bald darauf hatte unser Capitaine seine Zeit in den Kolonien abgedient und sollte

nach Frankreich zurück. Bevor er die Kompagnie verliess, schickte er mich noch einmal ins Lazarett nach Rich. Der Arzt dort erklärte mich untauglich für weitem Dienst und schlug mich für die Reform vor.

So kam es, dass ich eines Tages, als wir beim Strassenbauen nicht weit von Bou-Denib kampierten, vom Fourrier von der Arbeit weggerufen wurde. Ich musste alles abgeben und am nächsten Tage mit den Camions nach Colombéchar und von dort nach Oran weiterfahren.

Dort im Fort Ste.Térèse traf ich Vanagass wieder. Er hatte sich wenig verändert. Sonderbar war nur, dass wir uns nichts zu sagen hatten. Verlegen und ein wenig verwundert gingen wir auseinander. In einem grauen Kleid, einer Mütze, einem Paar zerrissener Marschschuhe und einem Hemd machte ich die Überfahrt nach Marseille. Dort wurde ich entlassen: mit fünf Franken Reisegeld und einem Billett bis an die belgische Grenze.

Meine Erlebnisse scheinen mir zu bestätigen, was ich im Anfang sagte: Die Legion ist an sich weder gut noch schlecht, und es ist ein Fehler, wie viele es tun, sie für die Leiden verantwortlich zu machen, die manche in ihr erlitten haben. Sie ist eine der vielen Formen, deren sich das Schicksal bedient, um manche von uns Wege zu führen, die vielleicht zu einem unbekannten Ziele führen. Wir sollten aber genügend Tapferkeit aufbringen, um zuzugeben, dass wir diesen Weg freiwillig (soweit man von freiem Willen reden kann) gegangen sind und auch die Leiden, die wir darauf gefunden haben, in uns vorgezeichnet waren.